Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 23

Nachruf: Max Buri

Autor: H.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Max Buri — Die Politiker

Er drängte zum Abschied und verhinderte weiteres Sprechen durch seine Worte: „Wir müssen gehn. Die Mutter wartet wohl — aber der Bahnzug nicht. Leben Sie wohl."

Aennchen winkte noch zurück, dann verschwanden sie um die Kirchhofecke. Luise meinte halb für sich: „Schön ist sie. Und er ist ein Fürsprecher. Aber doch nicht so herzlos wie ich meinte. Den Schulmeister haben wir also nicht nötig. In die Küche, Marie!"

Sie trat neben die Mutter, legte den Kopf an ihre Schulter und blickte einen Augenblick lang in den Garten hinaus und zum hohen Turm. Dann folgte sie dem Schwesterchen.

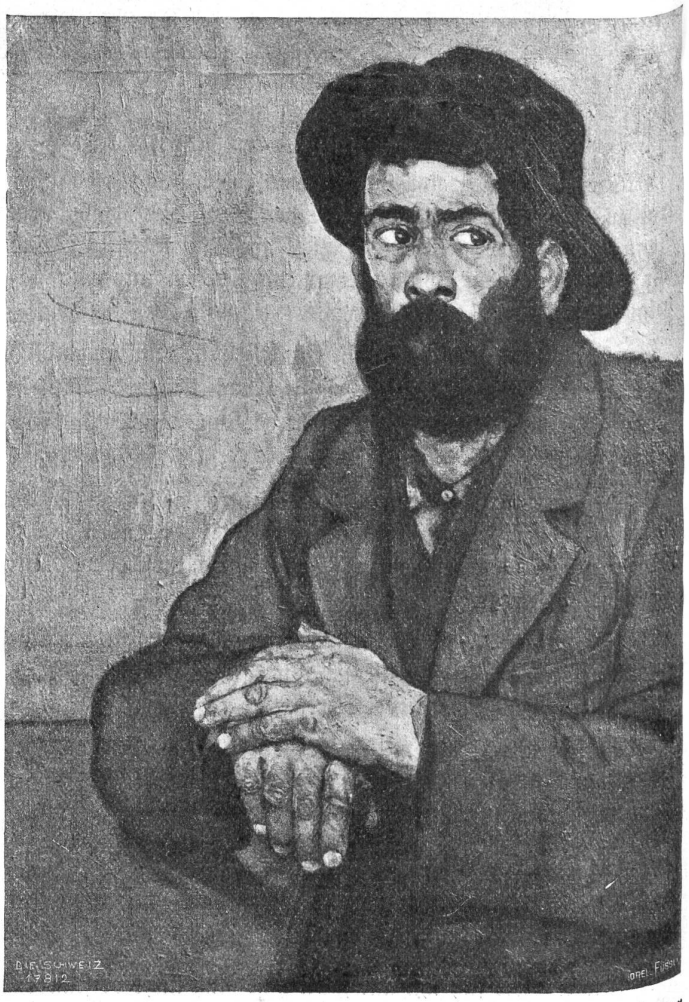
Ende.

† Max Buri.

Es war an der XI. Nationalen Kunstausstellung in Neuenburg, als es so recht deutlich hervortrat, daß Max Buri in der vordersten Reihe der Schweizer Künstler marschierte. Da war ihm ein ganzer Saal eigens gewidmet, eine Auszeichnung, die neben ihm nur ganz wenige genossen. Wenn damals die Künstler, indem sie sich zum erstenmal in der eidgenössischen Baracke dem Schweizervolke in breiter Schau vorstellten, lebhaftes Kopfschütteln erregten, so fiel dabei Max Buri kein kleiner Teil der Schuld zu. Man war überrascht von der kühnen Farbigkeit seines Salons. Frauen mit zündroten Haaren, Bauern mit hellblauen Blusen, ungewohnte Flächenhaftigkeit in den Gesichtern, im Gewand, im Hintergrund: all das erweckte im Beschauer zuallererst den Eindruck der gemachten und gewollten Originalität.

Das der erste Blick. Der zweite indessen blieb zustimmend an den Dingen haften, die zwischen den eindrucksarmen Flächen lagen; das Kopfschütteln wurde zum Kopfnicken, und ein breites Schmunzeln ging über die Gesichter der Leute. Nicht bloß die Rezensenten, sondern diesmal auch die naiven Kunstgenießer wußten, woran sie waren. Das was an Buris Bildern die Hauptsache ist: der charakteristische Umriß, die innere Linie, die eminente Lebensfrische und Lebenswahrheit, das sprang sogleich ins Auge. Wer überlegte, fand auch heraus, daß die scheinbare Originalitätshascherei mit diesen starken, unvermittelten Farben, mit dieser das Auge verletzenden Flächenhaftigkeit bewußte und psychologisch richtig gedachte Kunsttechnik ist wie bei Hodler und all den andern Künstlern, die in der modernen Kunst führend sind. Es gilt, die für die künstlerische Wahrheit und den starken Eindruck entscheidenden Dinge herauszuheben und zu isolieren und die unkünstlerischen Nebenwirkungen aus dem Bilde auszuschalten.

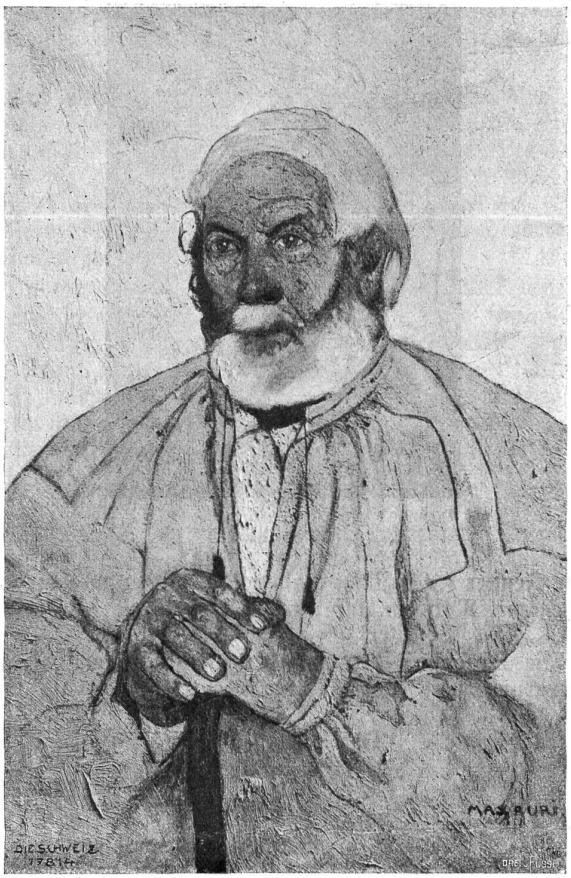
Buri macht uns dieses Verstehen leichter als die meisten seiner Kollegen. Im Gegensatz zu diesen hält er sich von aller Symbolik und aller Problematik in Stoff und Stil fern. Er knüpft stofflich mehr als jeder Moderne an die Tradition an; dabei steht er fest und wurzelstark im Leben und in der Heimat. Ein Vergleich mit Anker, dem er im übrigen durchaus nicht nahesteht, ist hier am Platze. Beide sind Realisten, beide schöpfen aus dem Leben. Und wie? Sie haben sich jeder ein Plätzchen ausgesucht, eine engere Heimat. Jener zeichnete und malte seine Seeländer, genauer gesagt: seine Inser. Dieser hat droben am obern Ende des Brienzersees sein Haus gebaut und sein Atelier aufgeschlagen, inmitten eines rassigen, beweglichen und doch bedächtigen Völkleins, das reich ist an typischen Erschei-



Max Buri — Der Wilderer

nungen: da der Oberländer Kleinbauer, wie er, angetan mit heller, weiter Bluse, die die breiten Schultern faltig und behäbig deckt, bescheiden und doch selbstbewußt da sitzt, den Knotenstock unter den Fäusten; hier der Wilderer, ein starker untersetzter Kerl im schwarzen buschigen Bart und mit mißtrauisch verschlagenem Blicke; da wieder die beiden Wirtshausfreunde: der bedächtige Alte mit weißem Bart, auf den der jüngere einredet, mit der Faust seinen Behauptungen Nachdruck verleihend. Und hier gleich eine ganze Versammlung von Dorftypen, im Mittelpunkt die prächtige Figur des Politikers mit seinem spitzen Bärtchen und seiner die Situation beherrschenden Handbewegung. Wie Anker seine Inser, so hat Buri seine Brienzer erforscht und ergründet. Wie diesem war es auch Buri darum zu tun, in die Tiefe hinabzusteigen und die Seele, die „innere Linie" zu ergründen und herauszuschaffen. Und er stellte immer vollblütige, lebenskräftige Menschen vor uns hin. Buri charakterisiert nicht nur durch den Gesichtsausdruck, sondern mit Vorliebe durch die Haltung. Die Persönlichkeit sitzt diesen Brienzer Bauern in den Schultern und im breiten „Buckel", den Trägern der Kraft, die bei Naturmenschen so maßgebend ist für das Ichgefühl. Die Art, wie diese Menschen ihre Schultern und ihren Oberleib in Stellung bringen, ist entscheidend für ihren Seelenzustand. Zerknirschte Seelen kennt Buri nicht. Darum füllen seine Menschen zumeist mit breitem, flächenhaft gemaltem Oberleib die untere Bildhälfte aus, als wollten sie sagen: „Das bin Ich!" Man beachte, mit welcher Liebe Buri die Hände und Fäuste malt, besonders derbe schwielige Arbeitshände („Die Alten"). Hierin ist Buri der Antipode Ankers. Wie Ankers Stift und Pinsel liebenswürdig und bescheiden, vergeistigend und verinnerlichend arbeiten, ist Buris Kunst offen und schonungslos, wahr und sinnlich und kraftstrotzend. Buris Frauenbilder sind hiefür außerordentlich bezeichnend.

Max Buri — Handorgler



Max Buri — Oberländer

Wer kennte nicht seine rothaarige Frauenperson? Unter dem üppigen leuchtend roten Haar das breite Gesicht mit dem starken Unterkiefer und den wulstigen Lippen; um die Brust hat sie ein breites blumiges Tuch geschlagen, um den Leib eine farbige Schürze gebunden. („Musik") Hier ist Buris Wahrheitsliebe ausgesprochen naturalistisch. In ihr tritt Buris innerstes Wesen in Erscheinung: sein Bedürfnis des rücksichtslosen Bekennens zum Leben, zur Kraft. Auch da, wo er liebliche Weiblichkeit malt („Berner Oberländerin"), trägt sein Pinsel kraftvoll auf und malt er Fülle des dunklen Haares, runde volle Formen und sehnigstarke Arme, mit einem Wort Gesundheit und Rassigkeit.

Buri hat mit Vorliebe das vielgeschmähte Genre gepflegt. Er geht aber durchaus eigene Wege. Nicht das Geschehen ist bei seinen Gemälden die Hauptsache, sondern die Situation, der psychologische Moment. Diese Dinge aber erfaßt er meisterhaft. Wir erinnern uns alle der beiden politisierenden jungen Soldaten von der letzten Nationalen her. Die Verkleidung in die alte Uniform wirkte da ganz zufällig; nicht um ein „historisches" Gemälde war es dem Künstler zu tun, sondern um das junge, brausende, hitzige Disputieren zweier Bauernburschen von zwanzig Jahren. Buri ist ganz gewiß ein guter Erzähler, vielleicht am meisten Gotthelf unter den modernen Malern; aber er läßt wie ein guter Schilderer die Dinge selbst erzählen. Dieses runzelige Gesicht mit dem blumeten Kopftuch darum, diese klobigen Arbeitshände („Die Alten"), diese gestrichelte Bauernschürze, diese Bernertracht mit den silbernen Haften, sie alle haben eine Geschichte; wer intelligent ist, liest sie zwischen den Zeilen.

Buri ist ein Meister des Stilllebens. Mit der Wonne des Künstlers und Könners stellt er die Blumentöpfe vors

† Max Buri.

offene Fenster („Musik"), malt er die Gläser und die Weinflaschen mit Rotwein auf dem Wirtshaustisch („Die beiden Fasser", „Die Politiker").

Die Landschaft beherrscht er nicht weniger; sei es als Hintergrund zum Porträt und Genre, sei es als Einzeldarstellung: Gebirge, See, Oberländerhaus, Straßenbiegung, Blumenwiese, alles ist voll Leben, licht- und luftumflossen hingestellt, wie das nur ein großer echter Künstler zustande bringt.

Max Buri stand mitten im blühenden Leben und mitten auf dem Wege zum höchsten Erfolg. Ein häßliches Schicksal hat dieses Leben plötzlich vernichtet. Wir haben in der Chronik der letzten Nummer vom jähen Tode des Künstlers am 21. Mai berichtet. Es seien hier nur kurz einige biographischen Notizen beigefügt: Max Buri ist in Burgdorf aufgewachsen, wo er das Progymnasium absolvierte, um dann die Schule von Dr. Fritz Schider in Basel, die Münchener Akademie und die Académie Julian zu Paris zu durchlaufen. Hier besuchte er noch die Schule von Simon Hollosy; zuletzt war er Privatschüler von Albert Keller. In dieser Schulung hat sich Buri das technische Rüstzeug erworben. Entscheidend aber für seine Schaffensrichtung war ohne Zweifel Ferdinand Hodler, der ihm die Augen öffnete für die Erkenntnis der Prinzipien, die ihm nun wie so vielen Zeitgenossen die Wege zum eigenen Stile bahnten.

Eine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit ist mit Buri von uns gegangen. Die Schweizer Künstlerschaft hat einen ihrer Tüchtigsten verloren. Er hat ihr aber ein reiches Kunsterbe hinterlassen, das weiterzupflanzen ihr eine schöne Pflicht sein wird.

So dürfte uns Buris Kunst, auch nachdem ihr Träger nicht mehr da ist, köstliche Früchte bringen, für die wir dem Frühverstorbenen dankbar sein müssen. H. B.

Ein Nachtgefecht.

Skizze aus der Grenzbesetzung 1914/15 von Fr. Vogt, Burgdorf.

Am frühen Morgen kam das Regiment ins Gefecht. Der Feind war aber übermächtig stark. Donnernd „pülverte" seine Artillerie in die Schützenlinien, die sich an den Hängen vorzuarbeiten suchten. Und dann kam der umfassende Angriff. Die wütenden Gegenangriffe hatten nur momentane Erfolge. Das Regiment mußte, wollte es sich nicht vernichten oder gefangen setzen lassen, abbauen. Kämpfend zogen sich die Züge, Kompagnien und Bataillone unter dem Schutz der Mitrailleurkompagnie abschnittsweise zurück.

Fünf Stunden Rückzug, über aufgeweichte Wiesen, durch schlechte Waldwege, aufwärts, abwärts, in bunter Folge, dazu das ständige Schießen im Rücken, ohne Halt, ohne Pause, mit dem einzigen Gedanken, endlich einmal vom Feinde abzukommen: das ist eine Gewaltsleistung! Und dabei schwirrte immer ein Flieger in der Luft herum, suchte mit Argusaugen die dunklen Kolonnen, die sich durch Feld und Wald schlichen, um sie der rückwärtigen Artillerie zu melden. So mußte man sich auch gegen Sicht von oben schützen. Es kostete manchen Kilometer Wegverlängerung.

Die Soldaten keuchen und schwitzen unter ihrer schweren Tornisterlast. Einer seufzt: „Wenn der liebe Gott die Welt mit dem Tornister auf dem Buckel erschaffen hätte, er würde die Berge sicherlich etwas niedriger gemacht haben". Darob Gelächter in der ganzen Kompagnie und der Geist wird wieder besser. In der Landschaft liegt erstes Frühlingserwachen. Schon blicken da und dort grüne Fleckchen verwundert in die sonnenbeschienene Welt.

Endlich wirds stiller. Der Feind folgt nicht mehr. Hat er die Fühlung verloren? Und dazu ist die neue Verteidigungslinie erreicht. Sie zieht sich über einen das Tal beherrschenden, waldigen Hügel. Droben am Waldrand stehen die Offiziere beisammen. Der Oberst gibt seine neuen Befehle, ruhig, ohne Ueberhastung, klar bestimmt. Er weiß es: das beruhigt die Offiziere nach diesem nervenerregenden, anstrengenden Rückzug; das gibt ihnen neue Zuversicht, Sicherheit im Auftreten gegenüber der Mannschaft. Die neue Stellung soll unter allen Umständen gehalten werden, bis die Division, die frühestens morgen Vormittag eintreffen kann, aufgeschlossen hat. Den einzelnen Bataillonen werden die Stellungen zugewiesen, der zugeteilten Artillerie, den Mitrailleuren und übrigen Truppen die Abschnitte bezeichnet.

Und nun setzt ein emsiges Arbeiten droben am stillen Waldrand ein. Tornister, Gewehre, Blusen hat man im schützenden Waldesdunkel gelassen. Hemdärmelige Gestalten beginnen am Waldrand, am Abhang, am Bach drunten zu schaufeln, zu pickeln, zu holzen. Natürlich ist auch für gehörigen Schutz gesorgt. Eine Kompagnie Infanterie und zwei Maschinengewehre verschleiern die Befestigungsarbeiten. Signalpioniere stehen auf einem zwei Kilometer entfernten Hügel. Sie werden den anrückenden Feind zum gebührenden Empfang sofort melden. Ganz gut sieht man die beiden weißen Signalscheiben und das rote Licht des Heliographs. Häufig auch setzt der Kommandant den Feldstecher vors Gesicht. Der Posten bleibt ruhig. Somit folgt der Feind immer noch nicht.

Unterdessen aber entstehen überall mit bewundernswerter Schnelligkeit die schützenden Infanteriegräben. Schon nach einer Stunde sind sie für knieende Schützen stark und tief genug. Sie werden aber zum Stehendschießen ausgebaut und mit Unterständen versehen. Im Tal drunten werden Drahthindernisse erstellt. Der Bach wird geschwellt. So wird die Talsohle vor den Drahthindernissen unter Wasser gesetzt. Hinten im Wald ertönen Schläge. Hier ist die Artillerie beschäftigt, Stellungen einzurichten und Schußfeld freizumachen. Etwa hundert Meter hinter den Infanteriegräben, etwas seitwärts, arbeiten die Scheinwerferpioniere an dem Eingraben des elektrischen Scheinwerfers. So überall lebhafte Tätigkeit.